

Ebenhyd sprach nicht mit Bonifatius an dieser Sonne. Es hatte mehr an Gewicht, sie werkten an dem neuen Hauß. Zusamt den Schmieden wie den beiden, die nicht mit dem Rest des Dorfes die Felder sorgten, waren sie nur zu siebent, so ging das Werk nur langsam voran. Bei beginnendem Dämmer, als die übrigen Dörfler heimkehrten, hatte die Priesterin mit einem Male Warnung und alsdann Angst in sich, so schnell und in Übermaßen, daß ihr übel wurde. Nicht lange darauf kamen Ritter ins Dorf. Ebenhyd wußte, es war ihretwegen. Die Leute verbargen sie und Etans Roß in der Kirche. Von dort aus hörte Ebenhyd eine herrische Stimme, doch zu leise, ihre Rede zu verstehen.

Dann sprach Jetr. Er hatte angst. „Herr, ich schwöre, sie hat keinen Schaden getan. Sie hat zweien von Räufern fast Erschlagenen das Leben gehalten. Sie tut so viel Gutes, Herr. Vater Bonifatius wird auch ja sagen dazu. Bitte, Mastan, was Ihr...“

„Er schweige!“ unterbrach ihn eine andere, unnahbare Stimme. „Sage er, wo die gottlose Ketzlerin weilt, so er straflos sein will!“

„Herr, sie ist nicht gottlos. Sie ist bei jeder Heiligen Messe und tut wahrlich nur nach des Guten Herrn Gebot. Bitt...“

„Wo ist sie?“

Ebenhyd hörte ein kurzes trutziges Schweigen, dann einen Schlag. Da trat sie hinaus. Rekas gab ihr entsetzt ein Zeichen, sich wieder zu verbergen, doch sie rief: „Bin ich es, die ihr sucht?“ und ging zu ihnen.

Es waren drei Ritter in fremden Farben und ein Kirchensohn, alle zu Roß. Einer der Ritter war im Sattel vornübergeneigt. Vor ihm auf der Erde lag der bebende Schultheiß, welchem scheinbar Ebenhyds Erscheinen mehr zutat denn der Schlag, den er erhalten hatte. Die Häscher waren gleich gekleidet, die übergestreiften Kapuzen der Kettenhemden machten ihre Gesichter kleiner. Der, welcher Jetr geschlagen, trug zudem einen geöffneten Helm. Als er sich Ebenhyd zuwandte, blitzten seine Augen kurz im letzten Licht der untergehenden Sonne auf. „Eleonore Vajeestochter?“ fragte er.

„Ja“, erwiderte sie.

Hinter ihm löste sich die Gestalt des Priesters aus ihrer Starre. Der hagere junge Mann ließ sein Roß auf Ebenhyd zugehen und erschrak, als sie nicht beiseite wich, denn das Thier an den Nüstern rührte und es koste. Da wollte er zurück, dies sah sie. Er hatte blaue, himmelsblaue Augen. Sein Gesicht war kalt und ohne Regung, ein Scheinkleid, doch seine Augen verrieten ihn. Er hatte angst. Er war noch ungeübt in diesen Dingen, seine Sicherheit war gespielt, seine Würde aufgesetzt. Es war seine erste Begegnung allein als Kirchenmann mit einer Tochter der Muttergöttin.

„Ihr werdet beschuldigt, eine Ketzerin und Zauberin zu sein,“ sagte er, und Ebenhyd konnte hören, daß er diese Worte zuvor gelernt, „mit Hülfe des Satans schlechte Ernten, Ungeziefer sowie Trockenheit übers Land gebracht zu haben. Ferner, Geister beschworen und Gifte gemischt und Euch in Thiere, so schwarze Katzen, Ratten und Wölfe verwandelt zu haben, um den Menschen zu schaden.“

Ebenhyd sammelte ihre Kräfte, um sie zu gebrauchen, sobald es ihr not ward. Doch dann erhorchte sie, es mußte nicht sein dieses Mal - als sie die Kräfte in ihren Fingerspitzen spürte, brach sie die Sammlung ab. Mehr denn diese Sicherheit brauchte Ebenhyd nicht. Sie würde nicht fliehen müssen. „Von wem“, fragte sie.

Des Priesters Blick wechselte rastlos von ihr zu einer Stelle hinter ihr. Auch seine Begleiter schienen unruhig. Was Ebenhyd hinter sich hörte, verstand sie nicht.

„Eleonore Vajeestochter, habt Ihr Gott Den Herrn geschmäht, das Himmelreich verspottet, dem Satan mit Seele und Leib zugesagt und ihm gehuldigt, sowie durch Zauber Schaden über Land, Menschen und Gethier gebracht?“

„Nein“, sagte sie ruhig.

Der Priester schwieg schwitzend und überlegte.

Das Roß an ihrer Hand war unruhig, und Ebenhyd dankte ihm im Herzen dafür, denn es gab seinen Herrn wieder, was ihr nützte. Sie fing dessen Blick und wartete, was weiter geschah, weil sie gelernt hatte, es war besser, ihnen kein

Wort zu geben, an dem sie sie fassen konnten. Da hörte sie eine Stimme hinter sich.

„Laßt sie, Herr. Sie schadet keinem. Geht in Frieden.“

Ebenhyd wandte sich um. Das ganze Dorf stand hinter ihr, einige mit Heugabeln, Stecken oder Dreschflegeln in Händen. Furcht doch Entschlossenheit stand in den Gesichtern.

„Sie schadet keinem. Wir alle werden Zeugen sein dafür. Wollt Ihr sie jedoch mit Gewalt fortholen, Herr, werdet Ihr es sein, der geschlagen wird.“

Ebenhyd erkannte die Stimme. Es war Bonifatius. Aber wo war er? Sie konnte ihn nicht sehen.

Der junge Priester erbehte. „Wollt ihr uns drohen? So werden wir mit einer Schar Reiter in Waffen wiederkehren. Nehmt euch in acht, und gebet sie heraus!“

„So fordern wir Euren Schwur, Herr. Euer Leben wird Euch gelassen, wenn ihr schwört, nicht wiederzukehren und keines zu schicken, sie zu holen. Wenn Ihr schwört, vor Euren Oberen zu sagen, wie es wahr ist vor Dem Herrn: Sie ist ohne Schade und die Beschuldigung ein Irrtum.“

Er japste nach Luft. Auf sein Zeichen ergriffen die Ritter ihre Waffen. Da schlug ein Pfeil dem Behelmten das Schwert aus der Hand.

„Euer Wort, Ihr Herren“, sagte Etan, während er den nächsten Pfeil auf die Armbrust zog.

Und sie schworen bei ihrer Ehre, alle vier.

Als sie eilends fortritten, herrschte Schweigen.

Ebenhyds Blick streifte über die Gesichter. Alle standen dort, Altgläubende wie Christen. Sie dankte ohnlaut, nicht fähig, in Worte zu fassen, was in ihr war. Bonifatius kam hinter dem Baum hervor. Die Leute umringten und ehrten Ebenhyd, einige küßten sie. Es ward kein Wort gesprochen. Dann ging einjedes, bis sie allein stand mit Etan und Bonifatius. Sie ging zu dem Priester und umarmte ihn. Daraufhin verließ auch er sie. Etan erdrückte sie fast, als er sie griff. Sie hielten einander lange.

Noch in der Schmiede machte alle das Geschehene wirr. Als die anderen schliefen, sorgte Etan sich: „Sie sint fort, doch ob sie wahrlich ferne bleiben werden? Du bist nicht mehr sicher hie.“

„Das Leben ist nicht sicher. Glaubst du, um dich ist es besser bestellt mit dem da draußen?“

„Ja!“ Er war hitzig vor Sorge. „Enot ist nicht so mächtig wie die Kirche. Und du bist es auch nicht!“

„Ich bleibe. Hie ist mein Zuhause. Ich habe mein halbes Leben gebraucht, es zu finden, und ich werde nun nicht fortgehen.“

Er gab widerstrebend auf. „Ich hatte angst um dich.“

„Ich auch.“

Er seufzte tief. „Warum tun sie es nur? Menschen um solcher Dinge willen verfolgen? Es ist so unsinnig! Selbst, wenn sie mit ihrem Glauben recht hätten - kommt ihr eben nicht ins Paradies. Ich glaub eh nicht, sie wollten euch dort.“

Sie lachte klein. Ernster sprach sie: „Es war nicht um Glauben.“

Er sah erstaunt auf.

„Es war um Macht. Ich stehe hie für die Kraft des Weibes. Der Mann fürchtet das Weib und andersherum, das wissen wir beide. Und ihr seid in dieser Zeit nun einmal mächtiger. Aber ich bin ein Weib, und ich werde mich niemals unterwerfen! Ich bin nicht schlecht, weil ihr mich verbietet, meine Gedanken und Gefühle nicht verstehen wollt. Ich bin nicht ‚nur‘ ein Weib. Ich bin ein Weib!“

„Ebenhyd“, sagte er. „Ebenhyd, mache mich nicht schlecht, weil ich ein Mann bin.“

„Das will ich nicht.“

„So tu es nicht. Ich hab dich nicht verboten.“

Sie hielt inne. „Verzeih.“ Kurz schwiegen sie. „Weißt du, als ich meiner Mutter als Kind sagte, daß ich ahnte und nicht weit später Bilder fand, die aus dem Gestern, dem fernen Heute oder dem Morgen waren, sagte sie mir, ich sei eine Träumende. Ich! Dabei ist das Auge stark in unserem Hauß. Ich bin gewiß, sie trug es auch. Doch sie ängstigte sich, hatte sich den Mannesgedanken untertan

gemacht.

Ich weiß, du versuchst nicht, mich zu zwingen, deine Gedanken zu haben und mich zu verleugnen, aber Mannen tun es seit Generationen. Und dies Erbe ist auch unser beides, ob wir 's wollen oder nicht. Es ist so schwer zu trennen. Liebe ist kein Pfand für Gerechtigkeit.“

Er nahm sie in den Arm, und sie sagten nichts mehr. Als es ihr besser war, löste sie sich aus seinem Griff und forderte seinen Blick abermals. „Wiehl ist es für die Werlt gar gerecht so. Daß erst das Weib stark war und dann der Mann, damit sie es ehren können, wenn einst sie gemeinsam stark sint und einander nicht mehr knechten müssen.“

Etan schwieg eine Weile. Dann: „In mir ist da keine Unwertigkeit von Weibern. Ich verstehe diesen Streit nicht. Ich liebe Weiber, so schwer es mit euch mancherweile ist, ich mag euch nicht argen. Und ich sage mich auch nicht größer, das würde mir neben dir wohl kaum bekommen, hm?“ Sie lächelten beide. „Aber ich denke es auch nicht. Wir sint unterschiedlich, aber das ist nicht schlecht. Unterschiedlich zu sein, heißt doch nicht, besser oder schlechter.“

„Du bist sehr besonders“, sagte Ebenhyd.

Er erstaunte sich.

„Du bist der einzige Mensch unter all denen, die ich kenne, der seinen Glauben selbst gefunden hat ohne die Anleitung anderer.“

Er runzelte die Stirn.

„Du hast gefunden, was in dir wahr ist und kannst anderen ihre Wahrheiten lassen. Das ist so schwer. Ich habe erst nach Jahren der Suche angefangen, es zu lernen, und noch immer vermag ich es nicht in der Gänze. Ich lebe Bilder, die nicht meine sint, und verneine manche Bilder anderer, obwohl diese ihrer Reife dienen, weil ich die Grenzen nicht immer finde und ich die Last trage, nicht nur das Wissen vergangener Generationen zu halten, denn auch ihre Kriege.“

„Es änderte sich aber, was ich denke.“

„Gewiß. Da du dich änderst. Du wirst mich viel lehren. Ich danke dir schon ietzt, und auch den Göttinnen, daß ich mit dir sein kann, mein Freund.“